

3. Die Kirche und ihre Ausbildungsorte täten gut daran, a) PastoralarbeiterInnen ein differenziertes Wissen vom Islam und seinen Glaubensvollzügen zu vermitteln sowie in interkultureller theologischer Beratung (cross-cultural counseling) und Animation zu qualifizieren; b) an deutschsprachigen pastoralen Handreichungen in Hinblick auf islamisch-christliche Ehen zu arbeiten.⁷

Weitere Literaturhinweise:

Erika Fingerlin – Michael Mildenerger (Hrsg.), Ehen mit Muslimen: Am Beispiel deutsch-türkischer Ehen, Frankfurt 1983, 51–58; *Beatrice Hecht-El Minshawi*, Wir suchen, wovon wir träumen. Zur Motivation deutscher Frauen, einen Partner aus dem islamischen Kulturkreis zu wählen, Frankfurt 1988; *Heidmarie Pandey*, Deine Werte – Meine Werte: Kulturelle Unterschiede und ihre Wirkungen in der bi-nationalen Familie, in: IAS Bulletin 41 (1990), 1–4; *Ulrich Schoen*, Ehen zwischen Muslimen und Christen, in: *F. Hasselhoff*, Ökumene in Schule und Gemeinde, Stuttgart 1971, 303–309; *Werner Wanzura*, Katholisch-islamische „Mischehen“: Problematik und Seelsorge, Pastoralblatt 42 (1990), 10–17; *Rosi Wolf-Almanasreh*, Mein Partner oder meine Partnerin kommt aus einem anderen Land: Interethnische Ehen, Familien und Partnerschaften: Ein Wegweiser für die Selbsthilfe, in: IAF, Frankfurt 1986.

Ruth Zenkert

Zusammenführung von „bürgerlichen“ und „ausgeschlossenen“ Jugendlichen

Das Jugendhaus der Caritas in Wien

Nach dem Beispiel des Apostels Paulus, der viele Grenzen zu Anderen hin – zu den Heiden, zu den Frauen u. a. – übersprungen hat, sucht die Autorin dieses Erfahrungsberichtes, die Grenzen zwischen christlich sozialisierten, gutbürgerlichen Menschen und obdachlosen, haftentlassenen, drogensüchtigen jungen Männern zu überwinden. Dies scheint im Jugendhaus der Caritas in Wien in beispielhafter Weise zu gelingen. „Die

⁷ In dieser Hinsicht kann die pastorale Handreichung der Deutschen Bischofskonferenz, weniger aufgrund der Herausarbeitung des pastoralen, theologischen Stellenwertes islamisch-christlicher Ehen im Horizont dialogischer Praxis des Glaubens, jedoch für die Praxis als erster beachtenswerter und hilfreicher Schritt bezeichnet werden. Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Christen und Muslime in Deutschland. Eine pastorale Handreichung, Arbeitshilfe 106 (1993), Bonn 1993, 43–60.

Grenzerfahrungen . . . verdichten sich zu einer Spiritualität, die uns ganz ja sagen läßt zu einem spannenden Leben an den Grenzen.“ red

Als eines von fünf Kindern bin ich in meiner Familie behütet aufgewachsen und einer Welt begegnet, die gesund und wohlgeordnet war. Meine Eltern haben mich in die Kirche hineingeführt. Die täglichen Tisch- und Nachtgebete, das Kreuz an der Wand, die Sakramente, die Messe am Sonntag und viele kleine Zeichen im Alltag machten mich mit einem Gott vertraut, der mich heute trägt, liebt, herausfordert und befreit von den Fesseln der Welt. So ist für mich die Kirche ein Ort, wo ich zu Gott finde, seine Geborgenheit und die Gemeinschaft mit Menschen erfahre.

Aber ich wurde auch in eine Kirche hineingeboren, in der die Fragen nach Gleichwertigkeit und Selbstverständnis der Frau immer heftiger werden. Ich möchte es anderen überlassen, auf die vielen Irrtümer und Machtkonflikte und verfahrenen Positionen näher einzugehen. In der Bibel hat die Frau eine große und für die Heilsgeschichte entscheidende Rolle. Trotzdem werden häufig Bibelstellen aus dem Zusammenhang gerissen und falsch interpretiert. Zum Beispiel der Vorwurf gegen Paulus, ein Frauenhasser zu sein, weil er schreibt, daß sie in der Versammlung schweigen sollen (1 Kor 14,34). Übersehen wird dabei, daß es für Paulus – ganz im Gegensatz zu den Normen seiner Zeit – selbstverständlich war, daß Frauen Zutritt zur Versammlung haben und reden durften. Auf diesem Hintergrund sind seine Aussagen zu lesen. Wohin er kommt, spielen Frauen eine entscheidende Rolle, zum Beispiel wohnt er im Haus der Lydia in Philippi (Apg 16,15). Gerade dieser Paulus hat mich gelockt, so wie er an die Grenzen zu gehen und sie zu überschreiten. Grenzen sind gut und notwendig, sie müssen von Institutionen gesetzt werden, damit sie ihren speziellen Aufgaben gerecht werden können. Auch die Kirche ist eine Institution – aber mit dem einzigartigen Merkmal, daß wir durch Jesus eine Offenheit und Weite bekommen, die nicht an Statistiken und vorprogrammiertem Denken, nicht an nur weltlichen Maßstäben haften. Die Kirche darf „himmlische“ statt weltliche Dimensionen voraus-

setzen, weil sie mit Gott rechnen darf. Sie hat den Auftrag, Grenzen und Mauern zu überspringen.

Paulus hat Texte geschrieben, die heute dort, wo es um Grenzüberschreitungen oder neue Grenzerfahrungen geht, wieder lebendig werden. Er hat als Grenzgänger in gegensätzlichen Welten gelebt, die er miteinander versöhnen wollte. Er war den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, den Schwachen ein Schwacher. Sein Name ist *Scha'ul*, ihn hat er sein ganzes Leben dann getragen, wenn er im jüdischen Milieu lebte. Das Besondere an seiner Sendung ist, daß er in das griechisch-römische Weltreich hinausging und dort eine alternative Schule gegründet hat. In den Großstädten hat er Menschen zusammengeführt, damit sie im Teilen des Lebens, in der gegenseitigen Anerkennung und Hilfe eine Alternative zu den damaligen Problemen finden. Es ist ihm gelungen, den Glauben an den einen Gott aus der jüdischen in die ihr fremde moderne griechische Kultur zu bringen. Seine Leistung liegt darin, daß er die Spannungen und Widersprüche in seiner eigenen Person – als Jude – ausgehalten hat. Er hat Grenzen überschritten, weil er die Botschaft vom befreienden Gott Israels weitertragen wollte. Eine Lebensberufung, die mich angesteckt hat.

In meinem Beruf als Programmiererin war ich unzufrieden. Ich sehnte mich nach mehr. Ich war auf der Seite der Satten, Reichen, die scheinbar alles haben, und fühlte mich zu den Armen, Fragenden, Suchenden gezogen. Ich wollte – als Reiche – zu den Armen. Nach der Bibelschule in Israel studierte ich Religionspädagogik und wurde dann Mitarbeiterin im Jugendhaus der Caritas in Wien (JUCA). Schnell bin ich in die Gemeinschaft hineingewachsen, seit fünf Jahren bin ich im JUCA die Leiterin. Das JUCA beherbergt obdachlose, haftentlassene, drogensüchtige junge Männer und gleichzeitig junge Menschen aus sogenanntem bürgerlichen Milieu unter einem Dach. Wir leben hier alle an den Grenzen. Obdachlose berühren die Welt der guten gesunden Familien, und die behüteten Jugendlichen kommen mit den Süchtigen, Verlassenen, Einsamen in Kontakt – die Grenzen werden überschritten. Durch diesen Austausch werden beide Seiten gesund: Sie finden Sinn in ihrem Leben und bereichern sich gegenseitig.

In der Bewältigung des gemeinsamen Alltags besteht die Resozialisierung. Wir arbeiten, essen und beten miteinander. Oft muß ich den Neankömmlingen beibringen, wie sie ihr Zimmer einrichten und sauberhalten, wie man ein Bett macht, die Waschmaschine bedient, den Boden aufwischt, ein Hemd bügelt, die Hosen flickt, die Fingernägel schneidet. In den kleinen unscheinbaren Momenten und Worten zeigen wir einander die Ernsthaftigkeit unserer Lebensgemeinschaft. Wenn Christian morgens in die Arbeit geht, braucht er jemanden, der ihm aus dem Fenster winkt; wenn er heimkommt, muß er erzählen, was alles passiert ist. Mario geht am Abend nicht ins Bett, ohne mir gute Nacht zu sagen. Für viele ist es das erste Mal, daß sie an ihrem Geburtstag gefeiert werden. Zu den schönsten Tagen im Jahr gehört der Weihnachtsabend, an dem wir alle spüren, daß wir eine große Familie sind.

In ihren Lebensgeschichten und in der Gesellschaft sind unsere Schützlinge immer die Verlierer, weil sie schwach sind. Darum brauchen sie einen Ort, an dem nicht Macht und Stärke herrschen. Bei uns siegen Liebe und Charme. Werner ist ein breitschultriges Schwergewicht. Er kommt hin und wieder betrunken nach Hause; dann fürchtet man sich leicht vor ihm, weil er alle bedroht. An solchen Abenden ist es mir immer nur mit Zärtlichkeit und Wärme gelungen, ihn in sein Bett und zur Ruhe zu bringen. Wenn ich ihn an der Hand führe und ihm sage, daß er schöne Augen hat, dann muß er plötzlich nicht mehr beweisen, daß er der Stärkste und Beste ist. Ich habe das „Glück“, daß ich den Schützlingen körperlich meistens nicht gewachsen bin. So lösen wir die Konflikte durch meine Schwachheit oft sanft und friedlich. Und oft schon hat ein Schützling die Faust gegen einen anderen zurückgezogen, um mir einen Gefallen zu tun – damit hat er letztlich sich selbst gerettet. Noch etwas: Ich kann mit einer Tatsache umgehen, die unseren Alltag prägt. Diese Tatsache ist, daß die Gescheiterten kaum eine Chance haben, endgültig in eine bürgerliche Existenz zurückzukehren. Die Frage nach dem Erfolg ist hier zerstörend, es geht vielmehr um das tägliche Ertragen und Aushalten des Elends und um den neuen Anfang.

Unsere Gemeinschaft bildet sich aus den verschiedenen Begabungen. Da ist die Not

von Menschen und dann die Sehnsucht der anderen, diese Not zu verändern. Der Wunsch, gemeinsam zu beten und mit der Kraft dieses Glaubens auf heutige Zeitfragen zu antworten oder eine neue Gemeinschaft zu erfahren, hält uns aufrecht. Was aber unser Haus lebendig macht, ist die Begegnung von gescheitertem und normalem Leben, von Not und Sehnsucht nach Mitarbeit. Es ist die Sehnsucht, Ausgrenzungen und Belastungen zu verändern, die unsere Gesellschaft prägen und denen wir ohnmächtig gegenüberstehen. Gerade unter dieser Rücksicht erlebe ich die Liturgie in unserem Haus als Mitte meines Lebens. Wir beten zusammen das tägliche Stundengebet, wir feiern jeden Tag zusammen die Messe. Bei dieser Feier werden alle, die da sind, aktiv. Das Gebet sind vor allem unsere Sorgen und unser Dank, die Mitarbeiter und Schützlinge vor Gott bringen. Die wilden Burschen von der Straße verwandeln sich beim Ministrieren in Gottesdiener, in Engel. Rauchige Stimmen erheben sich zum Gesang, es spielt keine Rolle, ob und wie falsch gesungen wird. In unsere Kapelle kommen viele zum Weinen, aus Verzweiflung oder aus Glück, und dann kommt auch die Freude, die uns zum Lachen bringt. Ich erlebe unser Haus als einen Ort, an dem die Seite des Gefühls, der Religion, der Liturgie die Mitte ist. Hier fühle ich mich wohl.

Die Grenzerfahrungen sind uns immer bewußter und unentbehrlicher geworden. Sie verdichten sich zu einer Spiritualität, die uns ganz ja sagen läßt zu einem spannenden Leben an den Grenzen. So haben wir im JUCA die Scha'ul-Schule gegründet. Sie ist eine paulinische Bibelschule und Lebensgemeinschaft, die uns ermutigt, dorthin zu gehen, wo die Not am größten ist und wo andere nicht hingehen können. Wie Paulus, der Weltbürger und Grenzgänger, ist unser Ziel, mit den anderen zu leben, um sie den einen Gott erfahren zu lassen. Wo Grenzen überschritten werden, geschieht auch heute Heilung und Versöhnung. Im Leben des Paulus war die Zusammenführung von Sklaven und Freien, von Griechen und Juden, von Frauen und Männern aktuell. Heute geht es um die Zusammenführung von Menschen, die eine Heimat haben, und solchen, die obdachlos, ausgeschlossen oder krank sind. Das geschieht im Jugendhaus der Caritas, und ich

bin täglich dankbar, daß ich an diesen Grenzen leben und wachsen kann.

Willi Riemer

Kirchenasyl im Rechtsstaat?

Von den Vorurteilen gegen die „Zigeuner“ zur Freundschaft mit Roma-Familien

In Österreich kündigen führende Caritasleute und sensible Politiker im Sommer 1993 an, bedrohte Asylwerber verstecken zu wollen bzw. sie untertauchen zu lassen. In Deutschland hat man es in jüngerer Zeit mit der alten Tradition des Kirchenasyls versucht. Der Autor beschreibt, wie die Katholische und die Evangelische StudentInnen-gemeinde in Münster über längere Zeit erfolgreich sich für von der Abschiebung bedrohte Roma-Familien eingesetzt haben. red

„Seit heute, 01. 04. 1992, gewähren wir, die Evangelische und Katholische StudentInnengemeinde in Münster, zwei Romafamilien Kirchenasyl. Die beiden Familien sind akut davon bedroht, in das ehemalige Jugoslawien abgeschoben zu werden. Da ihnen der Aufenthalt in Deutschland verwehrt wird, haben sie momentan keine rechtliche Möglichkeit mehr, hierzubleiben. In ihrer Not bieten wir ihnen in unseren Gemeinden eine Zuflucht an, weil die staatlichen Organe nicht mehr bereit sind, die gleiche Menschenwürde für alle hier lebenden Menschen zu garantieren.“

So begann die Presseerklärung, als die StudentInnengemeinden je einer Romafamilie Kirchenasyl gewährten. Wie kam es zu diesem Schritt, der alle Beteiligten nachhaltig verändert hat? Sowohl in den StudentInnengemeinden wie auch bei den Romafamilien gibt es eine Vorgeschichte. Der Eintritt in das Kirchenasyl geschah weder unüberlegt noch unvorbereitet und auch nicht aus einer rein emotionalen Betroffenheit heraus.

Verdrängte Geschichte

Seit Jahren schon versucht die Katholische StudentInnengemeinde (KSG) aus christlicher Grundüberzeugung, gesellschaftliche Randthemen aufzugreifen, um sie semester-